

Gewalt macht Männer

Über die Folgen des Versuchs, das Unberechenbare zu kontrollieren

Jürgmeier

Die Diskrepanz zwischen dem männlichen Konzept der Grandiosität und der banalen Alltags-Realität; der Versuch, die Unberechenbarkeiten des Lebens unter Kontrolle zu bekommen; die Sehnsucht, Grenzen zu überschreiten, Macht über die Wirklichkeit, über Liebe und Leidenschaft, über das Gesetz von Leben und Tod zu gewinnen; der Traum, vor nichts und niemandem Angst haben zu müssen, in letzter Konsequenz zaubern zu können, der Wunsch und der Zwang, Mann zu sein, erzeugen eine verhängnisvolle Tendenz zur Gewalt. Dies die These von Jürgmeier, der sich als Schriftsteller/Journalist und Erwachsenenbildner seit Jahren intensiv mit der Geschlechter-, insbesondere der Männerfrage beschäftigt. U.a. leitet er am Elternbildungszentrum der Stadt Zürich Selbsterfahrungsgruppen für Männer.

„Männergewalt macht keine Männer.“ Diese Hauptaussage der anfangs Jahr lancierten Kampagne des Zürcher Stadtrates gegen Männergewalt ist, bezogen auf die Zukunft, eine Vision und, bezogen auf die Gegenwart, ein geradezu verzweifelt hilfloser Versuch, der täglichen Realität und den Mythen der Männlichkeit eine Art soziotherapeutische Präventionsbotschaft entgegenzusetzen.

Individuelle oder kollektive Gewalt ist zwar das Resultat komplexer Ursachenverkettungen, zu oft aber wird der Faktor Geschlecht unterschlagen, obwohl er, auch statistisch gesehen, der wohl zentralste ist. Die psychosozialen und sozioökonomischen Grundlagen führen meist nur in Verbindung mit dem Konzept Mann zur tatsächlichen Ausübung physischer Gewalt. Damit soll nicht geleugnet werden, dass auch Frauen Gewalt anwenden - vor allem Gewalt gegen Kinder. Aber niemals macht Gewalt eine Frau zur Frau. Sie verstösst mit der Anwendung von Gewalt nicht nur gegen den stündlich durchbrochenen kulturellen Gewaltverzicht, sondern vor allem auch gegen das Konzept Frau.

Gefährdete Männlichkeit

Die Männlichkeit - bei einem Indianerstamm in Iowa treffend als das „grosse Unmögliche“ bezeichnet - ist, wie der Mutter-Mythos, immer gefährdet, weil als überhöhtes soziales Konstrukt konzipiert. David G. Gilmore zeigt in seinem interkulturellen Vergleich „Mythos Mann - Rollen, Rituale, Leitbilder“ (München 1991) auf, „dass wahre Männlichkeit nicht gleichzusetzen ist mit simpler anatomischer Männlichkeit. Männlichkeit wird also nicht als natürlicher Zustand begriffen, der spontan durch biologische Reife eintritt, sondern vielmehr

als ein unsicherer oder künstlicher Zustand, den sich die Jungen gegen mächtige Widerstände erkämpfen müssen.“

Männlichkeit wird in modernen industrialisierten Gesellschaften zunehmend verdeckter tradiert, während er in anderen Kulturen durch, häufig brutale, Initiationsriten konstituiert wird. Aber auch bei uns gilt: Alkohol, Gesten sexueller Potenz und Gewalt machen den Mann zum Mann. Für den richtigen Mann ist der erste Rausch wichtiger als der erste Kuss.

Vom Knaben zum Mann

Ein deutscher Jugendlicher, der seinen Stiefvater und seine Mutter mit dem Messer erstochen hat, gibt im Buch „Dann hab ich's einfach gemacht“ (Düsseldorf 1995) von Wolfgang Korruhn zu Protokoll, danach habe er sich „erwachsen“ gefühlt. „Wie ein Vater, wie ein Vater“ seiner Komplizen und Freunde, „Toni und Gregor waren meine Kinder... In dem Moment dachten wir, uns gehört die Welt.“

Das als Monster Kody bekannte Mitglied einer Strassengang in Los Angeles erklärt (Tempo 1993): „Meine Kumpel wurden zu meiner Familie, die älteren zu Ersatzvätern. Sie gratulierten mir jedesmal, wenn ich auf jemanden geschossen hatte, jedesmal, wenn ich einen neuen Soldaten rekrutiert hatte, jedesmal, wenn ich der Gang eine neue Waffe organisiert hatte. Zu Hause wurde ich zusammengeschissen, wenn ich den Müll nicht rausgebracht hatte. Den Müll! Kapierte Mom denn nicht, wer ich war?“

Hier wird das patriarchale Konzept Mann mit seiner gewaltsamen Abgrenzung vom weiblich besetzten Haus, von der durch die Mutter verkörperten Geringschätzung männlicher Grandiosität beziehungsweise Potenz und der ebenfalls aufs Weibliche projizierten Banalität des Lebens deutlich sichtbar.

Held und Monster

Die Gewalt macht den Mann zum gefeierten Helden und gefürchteten Monster. Das Führen eines Krieges, sogar eines erfolglosen, hat noch jeden Präsidenten als wahren Mann erscheinen lassen. George Bush - dessen Aussenminister Cheney sich vor Beginn des Golf-Krieges überzeugt gab, Saddam Hussein müsse am Ende mit „eingeknicktem Schwanz klein begeben“ - erklärte nach Abschluss der „Operation Wüstensturm“: „Als Präsident kann ich der Nation melden, dass die Aggression niedergeschlagen wurde. Der Krieg ist vorbei. Wir kommen wieder nach Hause. Stolz, voll Vertrauen, mit erhobenen Köpfen, wir sind Amerikaner.“

In Friedenszeiten verstösst zwar auch der Mann durch die Anwendung von Gewalt gegen Norm und Gesetz, das in immer mehr Ländern die alltägliche Gewalt gegen Frauen illegalisiert. Aber gerade durch den Verstoß wird er zum wahren Mann - das ist der Mann, der die Sprache von Kampf und Gewalt noch beherrscht, der unter der Maske des Drachentöters, des gesetzlosen Rächers des Wilden Westens, des Mafiabosses alter Schule, aber letztlich auch in der Gestalt des Serienkillers immer wieder erschauernde Bewunderung weckt.

So feiert der 1987 verstorbene Schriftsteller Jörg Fauser die Gewalt des Serienkillers laut „Stern“ gar als „Ausbruch“ aus der „genormten Kultur, aus der längst alles getilgt wurde, was Männern einmal Spass gemacht hat: Abenteuer, Leidenschaft, Exzess, Sünde,

Todessehnsucht, Killerinstinkt, Gier, Hass, Rausch.“ Deborah Cameron und Elisabeth Frazer weisen zu Recht auf das Zusammenspiel von Massenmediem und Männlichkeits-Inzenierungen hin, darauf, dass „Mörder in immer mehr Fällen zum Teil von dem Wunsch motiviert“, sind, „berühmt zu werden, im Fernsehen oder auf der Titelseite der Zeitung zu erscheinen. Er möchte ein Held in der grossen Tradition des Mordens sein.“ (Lust am Töten, Frankfurt 1993) So bedauert der deutsche Student Tannenberg, der seine Zimmerwirtin umgebracht und zerstückelt hat: „Wenn nicht diese Sache mit der Wiedervereinigung gewesen wäre, dann wäre meine Tat in erheblich höherem Masse öffentlich besprochen worden.“ Und gibt zu, dass er unbewusst wohl „etwas zeigen und beweisen wollte“, dass er sich mit „dieser brutalen Tat eine Art Identität verschafft habe“.

Zauberstab Gewalt

Dem Mann droht - wegen der Unmöglichkeit, das gloriose Konzept Mann einzulösen - permanent der Absturz ins Weibliche, Schwule, Nicht-Männliche. Seine Identität ist immer gefährdet, so dass er sie nur über andere aufzubauen vermag. Durch die dauernde Bestätigung seiner Potenz, das Beklatschen seiner grossartigen Taten oder aber durch Unterwerfung, Vergewaltigung und Tötung anderer, insbesondere Frauen, die, weil als Mütter, Ehefrauen, Freundinnen und Geliebte an Abwaschtrog und im Bett mit seinen offensichtlichen Schwächen konfrontiert, bald einmal nicht mehr beeindruckbar sind und deshalb als erste dem letzten Manneszauber, der Gewalt, ausgeliefert sind. Ein feines Lächeln angesichts eines schlaffen Penis kann genügen, um den Griff zum männlichen Zauberstab, zur Gewalt, zu provozieren.

Das Unberechenbare unter Kontrolle bekommen

Das Konzept männlicher Grandiosität, das den Mann zum Herrn über Leben und Tod, zum Übermenschen stilisiert, bringt den realen Mann in eine heikle Lage - da ist zum einen seine private Schwäche, das heisst die Angst vor Liebe und Tod, vor dem Ausgeliefertsein, seine alles andere als gloriose Alltags-Realität, und da ist zum anderen dieses Konzept Mann. Zur Überwindung dieses Grabens ergreift der Mann nicht selten den Zauberstab der Gewalt. Der macht ihn scheinbar zum Beherrscher der Unberechenbarkeiten des Lebens, und wenn es, in Ermangelung der Fähigkeit, Liebe oder Leben herzustellen, nur die gezielte Herbeiführung des eigenen oder fremden Todes ist. „Jede grosse Liebe bringt den grausamen Gedanken mit sich, den Gegenstand der Liebe zu töten, damit er ein für allemal dem frevelhaften Spiel des Wechsels entrückt sei; denn vor dem Wechsel graut der Liebe mehr als vor der Vernichtung.“ (Friedrich Nietzsche in „Menschliches, Allzumenschliches“). Weil das Konzept Mann das Über-Menschliche verlangt, sucht es sich allzu häufig im Un-Menschlichen zu verwirklichen. Der Bewunderung, die der Massenmörder sowohl in Kriegs- als auch in Friedenszeiten mehr oder weniger heimlich geniesst, liegt die Illusion zugrunde, er, wenigstens, sei zum Herrn über Leben und Tod, zum Mann geworden.

Gewalt sprengt Grenzen

Es gehört zu den schmerzlichsten Lebenserfahrungen, mit den eigenen Grenzen konfrontiert zu werden. Zur Kenntnis nehmen zu müssen, dass unser Einfluss im Privaten und im Öffentlichen eng begrenzt ist. Dass wir die Liebe anderer Menschen nicht herstellen können. Dass wir kaum etwas gegen das Elend der Welt zu tun vermögen, nur wenig gegen unsere und die Not unserer Liebsten. In dieser Beschränktheit wächst der geheime (Kinder-)Wunsch, zaubern zu können. Die Sehnsucht nach dem Zauber - das ist die Sehnsucht, Grenzen zu überschreiten, Macht über die Wirklichkeit, über Liebe und Leidenschaft, letztlich sogar über das Gesetz von Leben und Tod zu gewinnen, vor nichts und niemandem mehr Angst haben zu müssen.

Die Inszenierung männlicher Omnipotenz, das heisst niemals hilflos sein, jederzeit seinen Mann stehen können, im Bett, am Schreibtisch und auf dem Schlachtfeld, nie passiv, nie hinnehmend sein, der Zwang, immer handeln zu können, enthält auch den Zwang zur Gewalt. Wer gegenüber dem ungehorsamen Kind oder der Frau, die macht, was sie will, die „spinnt“, niemals aufgibt, die Begrenztheit des eigenen Einflusses nicht akzeptieren kann, schlägt irgendwann zu und behauptet hinterher, er (oder im Falle der Mutter auch sie) sei provoziert worden.

Der bereits erwähnte Student, der seine Schlummermutter brutal ermordete, fragt sich Jahre danach, ob ein „unbewusstes Motiv“ seiner Tat nicht auch gewesen sei, „dass ich einfach mal handeln musste, nicht einfach nur immer denken, grübeln, lesen, schreiben, sondern handeln, handeln. Nur immer reden und nicht handeln, macht depressiv.“ Macht insbesondere Männer depressiv, die weder Untätigkeit noch Stille aushalten, weil sie durch die Leere, um es verkürzt zu formulieren, mit dem Tod, der Endlichkeit konfrontiert sind.

Der Zauberstab der Gewalt übt eine grosse Faszination aus - er scheint demjenigen, der ihn hat, Macht über die Welt zu verleihen. Die Berührung der Welt mit dem Zauberstab der Gewalt verwandelt sie in meine Welt. Der Zauberstab Gewalt schiebt Angst, Zweifel und Trauer beiseite. Wer ihn besitzt, kennt keine unüberwindbaren Hindernisse, keine Grenzen mehr. Wer Gewalt anwendet, kann zaubern, und wer zaubert, hat alles im Griff. Selbst die unberechenbare Sexualität, die den Mann so abhängig von der Frau zu machen droht.

Gewalt macht Liebe

„Meine Frau hat keine Gefühle mehr für mich, kann nicht mehr mit mir schlafen. Sie kann es aber mit anderen Männern. Immer, wenn sie fortgewesen ist bei anderen Männern, ist es von mir her zu solchen Ausschreitungen gekommen. Wenn ich keinen Ausweg mehr sehe, ist die Vergewaltigung eine Art Verzweigungsakt von mir“, sagt ein Mann in der Untersuchung „Bieder, brutal“ von Alberto Godenzi über sexuelle Gewalt. Die kulturelle Akzeptanz solchen Verhaltens ist nach wie vor sehr gross. Der von seiner Frau betrogene Mann gewinnt durch den Mord an Frau oder Widersacher, ja, selbst durch das Erwürgen der eigenen Kinder seine Männlichkeit und Potenz zurück.

„Ich habe, im Zug einer intensiven und unvorhersehbaren Krise geistiger Verwirrung, im November 1980 meine Frau erwürgt, die mein Ein und Alles auf der Welt war, sie, die mich so liebte, dass sie, weil sie nicht leben konnte, nur noch sterben wollte, und zweifellos habe ich

ihr in meiner Verwirrung und unbewusst 'diesen Dienst erwiesen', dessen sie sich nicht erwehrt hat, sondern an dem sie gestorben ist“, schreibt der französische Philosoph Louis Althusser, dessen Frau ihn, zu spät, wie alle Frauen, die zu sehr lieben, verlassen wollte: „Ich weiss nicht, welche Lebensweise ich Hélène aufzwang (und ich weiss, dass ich tatsächlich des Schlimmsten fähig war), aber sie erklärte mir mit einer Entschlossenheit, die mich entsetzte, dass sie nicht mehr mit mir zusammenleben könne, dass ich ein 'Ungeheuer' sei und dass sie mich für immer verlassen wolle...“ Aber: „Insgeheim wusste ich, dass sie mich in Wirklichkeit nicht verlassen konnte.“ Nur: „Sie erklärte mir, dass sie keinen anderen Ausweg wissen angesichts des 'Ungeheuers', das ich sei, und des unmenschlichen Leidens, das ich ihr auferlege, als sich selbst den Tod zu geben.“ Aber: „Insgeheim wusste ich auch, dass sie unfähig sein würde, sich zu töten.“ Also hat der Mann, der in jeder Situation zu handeln in der Lage ist, gehandelt und ihr, wie er einen (fiktiven) Freund sagen lässt, den „gewaltigen Dienst“ erwiesen, „sie stellvertretend für sie selbst zu töten“.

Louis Althusser, der nie vor Gericht gestanden hat, sondern nach seiner Tat wegen geistiger Unzurechnungsfähigkeit in eine Psychiatrische Klinik gebracht wurde, soll hier nicht nachträglich für schuldig erklärt, sondern es soll nur deutlich gemacht werden, dass das Konzept Mann dem Mann in unlösbar scheinenden Lebenssituationen, selbst in realer oder nachträglich durch Verdrängung erzeugter geistiger Abwesenheit, immer wieder den Zauberstab Gewalt als letzte Lösung „aufdrängt“.

Die Leidenschaft eines Mannes nicht zu erwidern, kann für eine Frau lebensgefährlich sein, vor allem, wenn es, für ihn, im Grunde eine verbotene ist. Wie beim Deutschen Wolfgang Roth, der seine 18jährige Stieftochter begehrt und getötet hat. Der Versuch, die Abhängigkeit von der Zuwendung eines anderen Menschen zu unterdrücken, steigert diese bis zu dem Punkt, an dem sich der Mann seinem eigenen, unerwiderten Wunsch, dem oft bemühten stärkeren Sexualtrieb des Mannes, in einem Ausmass ausgeliefert fühlt, dass er sich ihm um jeden Preis, das heisst auch um den Preis der Gewaltanwendung gegen andere, unterwirft. Die Wut auf die junge Frau, die - so will er es empfinden - mit ihm „spielt“, weil sie das durch ihren Körper in ihm geweckte Begehren nicht befriedigt, wächst, und als die Stieftochter sich der Begegnung mit ihm einmal mehr entzieht, packt er sie mit einer Hand am Hals: „Mein erster Gedanke war, wenn das jetzt rauskommt, dass ich sie angepackt hab', und dann habe ich blitzartig die andere Hand dazugenommen und sie erwürgt... Ausserdem hab' ich gedacht, wenn Ines mich nicht will, dann soll sie auch keinen anderen haben.“

Dass nicht nur unlösbar scheinende Beziehungssituationen, sondern, beispielsweise, auch Überforderung oder Versagen am Arbeitsplatz, Verwicklung in Korruptions- und andere Skandale, hohe Verschuldung usw. dem Mann gewalttätige Lösungen, das heisst Selbstmord oder Mord, „aufdrängen“, wird nicht nur im Bild des in Literatur und Film immer wieder kolportierten tapferen Mannes, der den gnädig liegengelassenen Revolver ergreift, bestätigt, sondern auch in ganz realen Fällen, die je nach Bekanntheitsgrad mehr oder weniger Schlagzeilen machen.

Die Unfähigkeit zur Trauer

Der Tod ist die radikalste Bedrohung männlicher Grandiosität. Er ist unberechenbar. Setzt Grenzen. Macht Angst, weil er uns - wenn wir ihn nicht verdrängen - dauernd mit unserer Ohnmacht konfrontiert und unser abgesichertes Leben zur magischen Farce macht. Nun gehört es aber zum patriarchalen Konzept Mann, dass der Mann sich nicht fürchte, Unterwerfender und nicht Unterworfener sei - angesichts des Todes eine lächerliche Gebärde. Aber es muss auf Biegen und Brechen demonstriert werden: Ein Mann fürchtet den Tod nicht.

Keine Angst

„Ich habe keine Angst, weil ich stärker bin. Das nenne ich Mann.“ Sagt der ehemalige Ausbilder einer Antiterror-Einheit (Christel Neusüss - Kopfgeburten der Arbeiterbewegung, Hamburg, 1985) und bringt es damit auf den Punkt. Das ist der Kern männlicher Sozialisation - die Überwindung, genauer Verdrängung der Angst. Todesmut und Mordlust - das sind die ewigen Beweise der Männlichkeit. In der Verachtung des eigenen und fremden Lebens wird der Mann zum Mann, zum Helden und begrüsst als tapferer Krieger den süssen Tod, der ihn davor bewahrt, als Feigling aus der Schlacht heimzukehren. Wer liegenbleibt, ist, auf jeden Fall, zum Mann geworden. Auf die Pointe gebracht: Was ein rechter Mann sein will, der zeige erst, dass er zu sterben bereit ist, bevor er leben will. „Der militaristischen Ideologie“, so der deutsche Sozialpsychologe und Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter in seinem Buch „Umgang mit der Angst“ (Hamburg, 1992), „ist es zu keiner Zeit schwer gefallen, den Kriegstod nicht als ein elendes Erleiden, sondern als Ausdruck höchster Stärke zu feiern, als Produkt männlicher Kühnheit und Todesverachtung. Wer die anderen fällt oder selber fällt - Helden sind sie alle, Sieger über den Tod. Der Mythos verleiht ihnen grandiose Unsterblichkeit.“

Helden in der Todeszone

Noch immer umfängt den Mann, der sich dem „Abenteuer Tod“ aussetzt, die Aura des Helden - Rennfahrer, Bergsteiger, Pioniere aller Art, Skifahrer, bei denen die Männer-Abfahrt als unbestrittene Königsdisziplin gilt. Wer mit dem Tod spielt, gibt sich seltsamerweise der Illusion, er (oder sie) hätte den Tod im Griff. Dieser Magie erliegen die Opfer von Hunger und Krieg mit Bestimmtheit nicht. Hier ist die Ohnmacht, das Ausgeliefertsein zu augenfällig. Deshalb fehlt ihrem Leben und Sterben in der alltäglichen Todeszone jenes Faszinosum, das die Helden der Todeszone umfängt. Ein Formel-1-Pilot, der bei einem Unfall knapp dem Tod entgangen war, soll, laut „Blick“ erklärt haben: „Ich gehe nur ins Spital, um mit den Krankenschwestern eine tolle Nacht zu haben. Morgen bin ich zurück!“ Das ist das Holz, aus dem die wahren Männer geschnitzt sind. Sie bekämpfen die (verdrängte) Angst vor dem Tod, dem Unberechenbaren, dem Ausgeliefertsein, mit dem, noch im Krankenbett, mühsam aufgerichteten Penis. Aber trotz aller Friedenssehnsucht und -hoffnung genießt auch heute noch der Krieger, der Soldat, den uneingeschränkten Glanz des wahren Mannes.

Der Mann und Kriegsheld aber ist immer bedroht durch die Verführung seines Schattens, durch den Deserteur, durch die Verweigerung von Töten und Getötetwerden, durch den

banalen Wunsch zu leben. Deshalb gehört der von der Fahne geht, zum Feigling wird, sich als Nicht-Mann erweist, in allen Armeen der Welt zu den am härtesten Bestraften: „An der Front kann an sterben, als Deserteur muss man sterben.“ (Adolf Hitler, Mein Kampf) Denn: „Ohne Exekution derer, die sich mitzumachen weigern, kein Krieg.“ (Gerhard Zwerenz - „Soldaten sind Mörder“, München, 1988)

Gewalt statt Trauer

Letztlich führt jeder Versuch, das Unberechenbare, das heisst das, was Leben und Tod ausmacht, zu kontrollieren, also menschliche Grenzen zu überschreiten, statt ihnen mit Trauer zu begegnen, zu Gewalt. Die dem Konzept Mann immanente Unfähigkeit zur Trauer - ob einer nicht erwiderten oder beendeten Liebe, ob einer nicht eingelösten oder enttäuschten Vision, ob der Zerstörung von Allmachtsphantasien - erzeugt, in Verbindung mit dem grandiosen Konzept Mann, einen Zwang zum Griff nach dem Zauberstab Gewalt. Sei es durch Aneignung von Zuwendung, das heisst gewalttätige Unterwerfung und Bedrohung der Frau, „...und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt“. Sei es durch die Ermordung der verlassenden Frau, die so aufgehoben beziehungsweise für immer in eigenen Besitz gebracht werden soll. Sei es durch den Versuch, individuelle oder gesellschaftliche Krisensituationen mit Gewalt zu sprengen, den gordischen Knoten zu durchschlagen. Sei es durch den Versuch, mit bestimmten Formen von Wissenschaft und Technologie doch noch Herr über Leben und Tod, über die Welt zu werden. „Was die männliche Wissenschaft, im Gegensatz zum männlichen Zauberritual, natürlich besonders gefährlich macht“, schreibt der ehemalige Kernphysiker Brian Easlea in seinem Buch „Väter der Vernichtung“ (Reinbek, 1986), „ist der Umstand, dass sie wirklich funktioniert, dass sie erstmals in der Geschichte also entscheidende Macht über die Natur verleiht.“

Sollte das zutreffen, bliebe als letzte Hoffnung nur die Desertion des Mannes, der sich durch das Weglegen des Zauberstabs der Gewalt endlich zum Nicht-Mann, zum Menschen bekennt. Erst wenn der Mann (und die Frau) zum Menschen wird, könnte die Botschaft des Zürcher Stadtrates gesellschaftliche Wirklichkeit werden: Gewalt macht keine Männer.